#anderseits

aus dem Amt für Weiterbildung und Kultur beim Bezirksamt Mitte von Berlin

Volkshochschule \
Musikschule \
Bibliotheken \
Kunst und Kultur \
Geschichte \

1/2015

Kommunale Weltkunst

Neues Kuratorenduo setzt in der Galerie Wedding starke Akzente

Die Dänin Solvej Helweg Ovesen und der Kameruner Dr. Bonaventura Soh Bejeng Ndikung haben durch ihre Programmerfindung POW »Post Otherness Wedding« eine exponierte und streitbare Formel für die internationale Kunst in einer kommunalen Galerie in die Diskussion gebracht.

Foto: TTrevor Lloyd Morgan

»Hair Combing Cycle #14« in der Ausstellung von Satch Hoyt.

Sie setzt ein Ausrufungszeichen für die Kunst. Wie eine riesige Glasvitrine wirkt die Galerie Wedding mit ihren großen Glasfassaden auf die Passanten. Müllerstraße und Leopoldplatz sind die Umgebung mit einem Alltagsleben, das für den alten Berliner Arbeiterbezirk mit heute über 75 Prozent migrantischer Bevölkerung typisch ist: Einkaufen, Erledigungen und Ämtergange, Plaudern im Café oder Biertrinken auf der Parkbank, ein Hin und Her mit Begrüßungen am Straßenrand. Mit dem Kuratorenduo Solvej Helweg Ovesen und Bonaventura Soh Bejeng Ndikung öffnet sich die Galerie Wedding seit Jahresbeginn 2015 nun bewusst programmatisch zur lokalen Lebenssituation im Stadtteil und greift in seinen Ausstellungen und Aktionen auch ganz gewöhnliche Alltagserfahrungen der Menschen auf: Der Künstler Satch Hoyt inszeniert die Alltagstätigkeit des Kämmens in einer Performance mit afrikanischen Frauen und transformiert die Kammgeräusche in elektronische Musik. Ilja Karilampis durchstreift wie ein Detektiv Berliner Orte und sucht nach Stadtbildern, die er wie Muster und Marken in seine Kunstwerke einbaut. Emeka Ogboh verwandelt die Galerie in ein Restaurant und lässt beim Kochen mit Gewürzen biografische Erinnerungen aufkommen und Sol Calero simuliert im Galerieraum einen Rathausempfang in lateinamerikanischem Flair und internationalem Sprachengewirr.

Die genannten Künstler leben in Berlin und stammen aus Großbritannien, Schweden, Nigeria und Venezuela. Ihre Existenz als Künstler in der Diaspora bringt mit sich, dass die Erfahrungen ihrer kulturellen Herkunft mitschwingen, wenn sie sich bei ihrer künstlerischen Arbeit auf ihren konkreten Lebensort und seine gesellschaftliche Realität fokussieren. Deshalb haben die Ausstellungen in dieser kommunalen Galerie auf der Müllerstraße immer auch mit der besonderen Umgebung des Wedding und den gemischten kulturellen Erfahrungen der Bewohner zu tun. Sie können aufzeigen, wie das Lokale keine begrenzte Kiezerfahrung ist, sondern überregionale Bedeutung hat.

> Wer ist noch der »Andere«, wenn immer mehr Menschen »Fremde« sind?

Die Kuratoren Solvej Helweg Ovesen und Bonaventura Soh Bejeng Ndikung stellen ihr Ausstellungskonzept unter eine offensive Programmformel, die mit POW für »Post Otherness Wedding« neue Akzente im kommunalen Kunstbetrieb setzen soll. Post-Otherness ist ein Konzept der Ethnologin Regina Römhild von der Humboldt-Universität, das vereinfacht von der Frage ausgeht: Wer ist noch der »Andere«, wenn immer mehr Menschen »Fremde« sind und immer mehr Bewohner mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen zusammenleben? Auch dies ist eine augenfällige Alltagserfahrung aus dem Wedding und anderen Berliner Bezirken. »Post-Other« soll dabei als kreative Figur verstanden werden, die Experimente freisetzen und neue Gestaltungsmöglichkeiten eröffnen kann. Begriffe wie »Multikulti« oder »Künstler mit Migrationshintergrund« wirken dagegen zu eng, um der Gegenwartskunst für die Entfaltung ihrer kreativen Potenziale Raum zu geben.

Welche Aufgaben die drei kommunalen Galerien Galerie Wedding, Galerie Weißer Elefant und Galerie Nord im Bezirk Berlin-Mitte für Künstler und lokalem Publikum erfüllen sollten, umschreibt **Dr. Ute Müller-Tischler**, Fachbereichsleiterin Kunst und Kultur im Bezirksamt Mitte: *Besonders junge Künstler sollen die kommunale Galerie wie ein experimentelles Labor nutzen können, ohne schon auf die kommerzielle Verwertungskette des Kunstmarktes reagieren zu müssen. Hier können sie ihre Arbeiten präsentieren, in Kontakt zu einem kunstinteressierten Publikum kommen und testen, wie ihre Kunst rezipiert wird. Die kommunale Galerie betreibt so Künstlerförderung und entdeckt künstlerische Positionen, die für die Stadtgesellschaft Relevanz haben. Alle Ausstellungen werden von Kuratoren als Projekte entwickelt, die danach fragen, was aktuell ist und sich mit der städtischen Psyche auseinandersetzt. So wird ein kultureller Bildungsauftrag umgesetzt, bei dem die Galerie Vermittlung leistet und kontinuierlich interessante Kunst entdeckt. Dabei werden Kunstausstellungen und -aktionen in hoher Qualität angestrebt und die kommunale Galerie kann ihr eigenes Profil innerhalb der Berliner Kunstszene durchsetzen. Um die Barrieren zwischen Ausstellungsräumen und Publikum zu überwinden, hat sich zum Beispiel die Galerie Wedding nach einem Stadtraumkonzept ganz konsequent zur Straßenseite hin geöffnet.*

Liebe Leserinnen und Leser,

brauchen wir einen weiteren Newsletter? Über das Leistungsangebot der Einrichtungen des Amtes für Weiterbildung und Kultur im Bezirk Mitte von Berlin, hier: über Tausende unserer Veranstaltungen, Ausstellungen, Kurse, Aufführungen, Kulturevents, Vernissagen, über Serviceangebote und Öffnungszeiten werden Sie laufend online und in Papierform informiert. Die Volkshochschule, die Musikschule, der Fachbereich Geschichte mit dem Mitte Museum, die Stadtbibliotheken und der Bereich Kunst und Kultur mit seinen Galerien verfügen über eigene Publikationen und eigene Informationswege und -dienste, kurz eine eigene und gut funktionierende Öffentlichkeitsarbeit.

Einerseits schien es uns unverzichtbar, dies alles in einem Newsletter erneut aufzubereiten und Ihnen per Mail oder in Papierform zukommen zu lassen.

Anderseits treten viele Bürgerinnen und Bürger, Besucher_innen, Nutzer_innen, Teilnehmende, Kooperationspartner_innen mit Fragen, Kritik und Erwartungen an unsere Arbeit als öffentliche Bildungs- und Kultureinrichtungen heran, die über das Wo und Wann einer Veranstaltung weit hinausgehen. Sie wollen wissen, was unsere Arbeit antreibt, welche Ziele wir verfolgen, warum wir diesen oder jenen fachlichen Akzent setzen, welchen Trends wir nachgehen und welche wir liegen lassen oder wie wir zu Grundsatzfragen von Kultur und Bildung in unserer Gesellschaft stehen.

Wir verstehen uns nicht als Amt, das ein Angebot auf den Markt wirft, sondern wir sind selbst Teil der Bildungslandschaft und der Kunst- und Kulturproduktion. Wir stehen also auch inmitten der sich ständig verändernden Notwendigkeiten und Ansprüche.

Daher haben wir uns entschieden, Ihnen zwei bis drei Mal im Jahr einen Einblick zu geben, wie wir mit dieser oder jener Frage oder Herausforderung umgehen. Das soll Vertrauen schaffen, Transparenz ermöglichen und zur Diskussion einladen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre!

Sabine Weißler
Bezirksstadträtin für Umwelt, Naturschutz, Weiterbildung und Kultur

»… verlassen wir den nationalen Rahmen«

Anmerkungen zur Erinnerungskultur

Als 1985 Helmut Kohl und Ronald Reagan in Bitburg Kränze niederlegten und der amerikanische General Matthew Ridgway und der deutsche General Johannes Steinhoff sich die Hände reichten, wurde das Bild des knienden Willy Brandts in Polen vom historischen singulären Ereignis zum Muster. Natürlich war die rückhaltlose Demutsgeste Willy Brandts nicht mit der zielgerichteten, außenpolitisch nutzbaren Inszenierung von Versöhnung zwischen ehemaligen Kriegsgegnern zu vergleichen. Dennoch besteht ein Zusammenhang, eine politische Ikonografie begann sich zu entwickeln, die die Darstellung und Betrachtung von Geschichte als politisches Instrument übernahm.

Diese Inszenierung fand in einer Zeit statt, in der das Wort »Erinnerungskultur« noch nicht geformt war, aber die ersten Initiativen der Bewegung »Grabe wo du stehst«, die Geschichtswerkstätten und die regionalen Museen, die allesamt noch Heimatmuseen hießen, sich selbstbewusst zu Wort meldeten und organisierten.

Helmut Kohl machte die Darstellung von deutscher Geschichte zu seinem Thema und plante das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in der damaligen Bundeshauptstadt Bonn. Er forcierte die Pläne Richard von Weizsäckers (seit ca. 1981) für das Deutsche Historische Museum in Berlin als Antwort auf das Museum der Deutschen Geschichte in Berlin-Ost. Eben in dem für die Darstellung von Geschichte in der Bundesrepublik so wichtigen Jahr 1985 erklärte Helmut Kohl die Gründung des Museums zur »nationalen Aufgabe«.

Die darzustellenden Themen gingen von der Nation Deutschland aus. Natürlich gab es internationale Zusammenarbeit und Historiker_innen müssen über Grenzen hinweg forschen und denken. Aber die Symbole, die Aktionen orientierten sich in einem nationalen Rahmen. Die der institutionalisierten Geschichtspolitik Helmut Kohls, aber auch die der Initiativen.

> Es besteht die Hoffnung auf Respekt vor der anderen Perspektive

Heute, mehr als 30 Jahre später, wäre ein Verharren der Erinnerungskultur in nationalen Bezügen weltfremd. Erinnerung, wissen wir mittlerweile, ist etwas, was nicht erlebt sein muss, sondern auch tradiert werden kann und wird.

In Berlin leben Menschen, deren historisch-tradierten Bezüge sich nicht im Muster der nationalen deutschen Geschichte wiederfinden.

Allein in Mitte wachsen über 40 Prozent der Menschen in Familien auf, in denen die unterschiedlichsten Traditionen zusammenfinden. Für sie ist die Verortung im persönlichen historischen Kontext wichtig, Teil ihres sozialen Gedächtnisses. Es bringt Berlinerinnen und Berliner nicht weiter, Erinnerungskultur auf die nationale Perspektive einzuschränken. Im Gegenteil, der unterschiedliche Blick auf bisweilen das gleiche Ereignis, die gleiche Epoche, schafft auch die Bildung einer Gemeinschaft im Diskurs. Es besteht die Hoffnung darauf, dass Respekt vor der anderen Perspektive gelernt wird.

Wir verlangen die Kennzeichnung der vielen Schichtungen von Geschichte, weil wir gelernt haben, dass Geschichte zum gegenwärtigen Leben gehört. Sie begegnet uns in verfestigten Formen als Straßenname, als Informationsstele als Denkmal oder Gedenkstätte. Jetzt ist es notwendig, eine Erinnerungskultur zu bilden, die auch den verschiedenen erinnernden Kulturen Raum gibt.

Damit verlassen wir den nationalen Rahmen. Aber wir verlassen ihn nicht nur, weil hier unter Umständen Gedenktage, Orte der Entscheidungen, Trauer oder Freude anderer Nationen und Gruppen und Kulturen beachtet werden müssen und sollen. Sondern wir verlassen ihn, weil die Erinnerungskultur sich über die nationalen Grenzen entwickeln muss, was sie auch schon tut, um die Komplexität historischer Ereignisse wiedergeben zu können. Die Erinnerungskultur muss sich neu definieren, sich entgrenzen (und aus einer nationalen Beauftragung befreien). Diese Aufgabe steht mit ihren Themen schon lange an, die breite Praxis muss sich daran ausrichten.

Sabine Weißler

Warum machen Menschen Musik?

Laut einer Studie des Deutschen Musikinformationszentrums (MIZ), musizieren oder singen in ihrer Freizeit mindestens 14 Millionen Menschen in Deutschland. Über ein Fünftel davon ist in den Ensembles der Chor- und Instrumentalverbände aktiv. Über eine Million Schülerinnen und Schüler lernen an den kommunalen Musikschulen.

Musik schafft Heimat, weil sie Bindungen an soziokulturelle Räume erzeugt. Musik entsteht aus Affekten heraus und schafft selbst Affekte. Wir wissen, dass ausdrucksvolles Musizieren zur Ausschüttung von Endorphinen (»Glückshormonen«) führen kann, wodurch Glücksgefühle ausgelöst werden, die beim gemeinschaftlichen Hören der Intensivierung einer Bindung dienen können. Prof. Dr. Ulrich Mahlert, Leiter des Studiengangs Pädagogische Ausbildung an der Berliner Universität der Künste, hat beobachtet, dass Menschen jeden Lebensalters im Musizieren Glück suchen. Eltern möchten, dass musikalische Betätigung ihren Kinder gut tut und sie durch Musik glückliche Menschen werden und viele Erwachsene sehen das Musikmachen auch für sich selbst als Teil eines glücklichen Lebens.

> Die Erziehung zur Musik ist von höchster Wichtigkeit, weil Rhythmus und Harmonie machtvoll in das Innerste der Seele dringen.
>
> Platon, griechischer Philosoph, 427–348 v. Chr.

Musik selbst ist vermutlich so alt wie die Menschheit. Wo die Musik wirklich herkommt und wann musikalische Äußerungen des Menschen erstmals auftauchten, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. In den Erzählungen der Völker ist die Musik göttlichen Ursprungs. Die Menschen benutzten die Musik, um die Götter günstig zu stimmen oder Bedrohliches zu beschwören. Die frühesten bekannten Instrumente, die eigens zum Musizieren hergestellt worden sind, sind die Knochenflöten von Geißenklösterle auf der Schwäbischen Alb. Sie sind rund 35 000 Jahre alt. Die meisten Fachleute sind sich jedoch darüber einig, dass die Musik schon lange vorher zum Alltag des Menschen und seiner Vorfahren gehörte.

Ein Interesse an Musik besteht bei Kindern und Jugendlichen generell. Die musikalische Vorliebe für einzelne musikalische Richtungen hängt von vielen Faktoren ab wie Alter, Geschlecht und Sozialisation. Musikpädagogik kann die Sozialisation beeinflussen, wenn der Träger ein Interesse daran zeigt und dazu in der Lage ist. In Ländern, in denen die Schulmusik eine schwache Stellung hat oder nicht existiert, ist dies schwieriger möglich oder sogar unmöglich.

Musikschulen vermitteln zentrale Werte und Prinzipien, zu denen die ästhetische Bildung gehört. Eine wichtige soziale Funktion besteht darin, gleichaltrige Jugendliche zusammenzubringen, so dass sich Gruppen bilden. Damit wird ein wichtiges Gegengewicht gegen den Trend der Vereinzelung und Anonymisierung (z. B. Computerspiele) unserer heutigen Gesellschaft gesetzt sowie der Abnahme der Bedeutung von Familie (zumindest in der pubertären Phase) eine Alternative gegenübergestellt. Da Musikhören wenigstens als Nebenbeschäftigung zu den häufigsten Freizeitinhalten bei Jugendlichen gehört, spielt die Orientierung nach dem wahrgenommenen Musikgeschmack anderer eine Rolle beim Anbahnen sozialer Kontakte. Jugendliche nehmen Musikgeschmack als Persönlichkeitsmerkmal wahr. Musikschulen fördern insofern auch die Bildung von »peer groups« mit differenzierten und positiven Werterastern.

> Als älterer Klavierschüler ist es immer wieder ein wunderbares Gefühl und eine Bereicherung meines Lebens, ein Klavierstück »in den Griff« zu bekommen und den Horizont des allgemeinen Musikverständnisses zu erweitern.
>
> A. Fischer, 64 Jahre, Klavierschüler

An der Musikschule des Bezirks Mitte von Berlin beschäftigen sich zurzeit über 4000 Menschen aller Altersgruppen mit Musik und/oder Tanz. Sie werden an et-

Foto: Thomas Fröhlich

In der Musikalischen Früherziehung gestalten Kinder gemeinsam die Musik zur Geschichte „Der tanzende Bär".

wa 20 Standorten quer über den Hauptstadtbezirk von 220 Fachpädagogen in über 110 000 Unterrichtseinheiten pro Jahr in unterschiedlichsten Musik- und Tanzgenres geschult: von Barock bis Rock und von Vietnam bis Los Angeles. Durch die öffentliche Trägerschaft sind nicht nur Qualitätsstandards und Nachhaltigkeit der Arbeit gesichert, sondern Ermäßigungsregelungen ermöglichen die Teilnahme an den entgeltpflichtigen Angeboten der Musikschule auch denen, die finanziell schlechter gestellt sind.

Udo Krzyzynski
Leiter der Musikschule Fanny Hensel, Berlin-Mitte

Musik umspannt ein ganzes Menschenleben. Kinder und ältere Menschen wollen musizieren, alle haben Spaß an Melodien und Rhythmen, an Gesang und Instrumenten. Die Musikschule Fanny Hensel Berlin-Mitte bietet für die äußersten Altersgruppen Musikalische Früherziehung für ein- bis sechsjährige Kinder und Musikkurse für Senioren an. Fachgruppenleiterin **Beate Nelegatti** betont die ganzheitliche Struktur der Musikkurse, die beim Singen, Tanzen, Hören, Erleben, Musizieren und Kommunizieren die Persönlichkeitsentwicklung stärkt: *Kinder musizieren in der Gruppe, wo sie gemeinsam Instrumente ausprobieren, singen und tanzen. Sie haben dabei Freude und gewinnen zusehends an Sicherheit und Selbstvertrauen. Studien zum Thema ›Musizieren im Alter‹ belegen, dass musikalische Aktivitäten im Alter Lebensqualität und Lebenszufriedenheit begünstigen, soziale Kontakte schaffen und fördern und auch Lebenshilfe und Sinnesorientierung bieten.*

Fotos: Ewald Schürmann

Zu Händels Wassermusik lassen Senioren eine Welle steigen.

»Mir stinkt's!«

Beschwerdemanagement und Kundenmonitoring an der Volkshochschule

Etwas läuft falsch im VHS-Kurs und stört die Teilnehmerinnen und Teilnehmer: Unfreundliche Beratung, falsche Ankündigung im Programmheft, unklare Kursziele, mangelhafte Räume, veraltete technische Ausstattung, Probleme mit der Kursleiterin, Klagen über Unterrichtsmethoden, keine Information bei Ausfall eines Kurstermins oder schlechte Hygiene auf den Toiletten. Aus Unzufriedenheit wird Ärger und es kommt zu Beschwerden. Wie werden Lösungen gefunden, die alle zufriedenstellen? Die Volkshochschule Berlin-Mitte hat in einem kritischen Lern- und Entwicklungsprozess ihre Arbeitsabläufe in der Verwaltung geprüft und neu strukturiert. Vor Beschwerden von außen und Selbstkritik nach innen braucht nun kein Mitarbeiter und keine Mitarbeiterin mehr Angst zu haben. Es wird offensiv und offen mit Kunden kommuniziert und intern konstruktiv nach Problemlösungen gesucht.

> Im Mittelpunkt jeder Konfliktlösung steht die Kommunikation mit den Kunden

Wer sich beschweren will, schreibt meist auf eigene Initiative eine Mail oder benutzt das Beschwerdeformular auf der Homepage der VHS und nennt seinen Beschwerdegrund. Die Volkshochschule reagiert mit einer Eingangsbestätigung und kündigt eine zeitnahe Bearbeitung an. Der Fall wird durch das Beschwerdemanagement betreut und durchläuft verschiedene, klar definierte Stufen: Besprechung mit den Programmverantwortlichen und – wenn es um den Unterricht geht – Bitte an die betroffenen Lehrkräfte um schriftliche Stellungnahme. Besprechung des weiteren Vorgehens im engeren Leitungsteam. Jede Beschwerde geht über den Tisch der VHS-Leitung. Danach folgt die Bearbeitung des Falls, bei der Bewertungen vorgenommen, faire Problemlösungen gesucht und den Beschwerdeführern mitgeteilt werden.

Über die Problemlösung im Einzelfall hinaus werden alle Beschwerden grundsätzlich ausgewertet, um Schwächen im System aufzudecken, abzustellen und künftigen Beschwerden vorzubeugen. Im Idealfall darf es keine zweite Beschwerde in der gleichen Sache geben. Ein regelmäßiges Beschwerde-Reporting in der Runde der pädagogisch Verantwortlichen und der Verwaltungskräfte stellt sicher, dass die Mitarbeiterschaft der Volkshochschule sich ständig bei ihren Leistungen hinterfragt. Das kann nur gelingen, wenn intern eine wertschätzende Kommunikation über Beschwerden und Beschwerdeführer gepflegt wird. Offenheit für Optimierungsprozesse wird so im alltäglichen Handeln gelebt und schon nach kurzer Zeit Teil des Selbstverständnisses aller Mitarbeitenden.

Im Mittelpunkt jeder Konfliktlösung steht die Kommunikation mit den Kunden. Deshalb ist entscheidend, die Auseinandersetzung mit Problemen nicht zu verschleppen, sondern sofort zu reagieren und die Lösungsprozesse transparent zu machen. Am Ende sollte eine ausführliche Stellungnahme verfasst werden – ausdrücklich, wenn nötig, auch eine Entschuldigung beim Kunden erfolgen – und die Lösung des Problems zumindest in Aussicht gestellt oder sogar als vollzogen nachgewiesen werden. So wurde für die rechtzeitige Information über Kursausfalltermine eine Meldung über SMS eingeführt, Ankündigungstexte im Programmheft wurden kritisch geprüft und verändert, Lehrkräfte änderten ihre Unterrichtsmethoden, bei persönlichen Konflikten in den Kursen wurden Gespräche zur Klärung geführt oder auch nach gründlicher Ursachensuche eine Toilettenanlage erneuert, damit es nicht mehr stinkt. Beschwerden tun weh. Kritik nagt am Selbstbewusstsein und macht unsicher. Hier hilft die interne Kommunikation auf allen Ebenen der Mitarbeitenden weiter. Will ein Unternehmen die Qualität seiner Leistungen sichern und verbessern, braucht es die Offenheit und Stärke zur »Fehlerkultur« und das Selbstbewusstsein, sich als lernende Organisation korrigieren und entwickeln zu können.

Warum die Volkshochschule mit größerem Aufwand in das Kundenmonitoring und Beschwerdemanagement investiert, begründet Michael Weiß, Leiter der Volkshochschule Berlin-Mitte: »Bei jährlich 30 000 Kursbuchungen sind wir ständig gefordert, die vielen Wünsche und Ansprüche der Kunden zu erfüllen. Dazu brauchen wir laufend Kontakt zu den Lernenden und eine intensive Kommunikation. Über das Beschwerdemanagement erhalten wir wertvolle Rückmeldungen, weil sie im sachlichen Kern einen hohen Aussagewert über die eigene Leistung haben.

Sandra Schulz nimmt Beschwerden entgegen und bearbeitet sie bis zur Lösung des Problems. Die Philosophie der Sachgebietsleiterin Beschwerdemanagement an der Volkshochschule lautet: *Wir werten jede Beschwerde als hilfreiche Kritik und gut gemeinten Ratschlag, egal ob sie sachlich oder emotional vorgetragen wird. Ich zeige den Beschwerdeführern, dass ich sie und ihre Anliegen ernst nehme. Ich will sie nicht mit Standardantworten beschwichtigen, sondern verstehen. Verständnis für den Ärger oder die Enttäuschung des Kunden zu zeigen ist für mich ebenso wichtig wie den sachlichen Kern einer Beschwerde zu erkennen, Mängel zu beseitigen und in unserem Service besser zu werden. Denn mit einer wertschätzenden Kommunikation drücken wir unsere Haltung gegenüber unseren Kunden und Lehrkräften aus. Das schafft Vertrauen und trägt zur Glaubwürdigkeit bei.*

Das interne VHS Wiki informiert alle Mitarbeiter_innen über betriebliche Verabredungen und auch darüber, wie mit Beschwerden umgegangen wird.

Impressum
Herausgeber: Amt für Weiterbildung und Kultur beim Bezirksamt Mitte von Berlin
Redaktion: Michael Weiß (Hrsg.), Ewald Schürmann
Texte: Sabine Weißler, Udo Krzyzynski, Ewald Schürmann
Gestaltung: Buchgestaltung+ Berlin
Druck: Bonifatius GmbH Druck

Bezirksamt Mitte von Berlin
Amt für Weiterbildung und Kultur
Mathilde-Jacob-Platz 1, 10551 Berlin

Geschichte sinnlich erfahren im Museumsgarten

Im Interkulturellen Museumsgarten des Mitte Museums wachsen in Hochbeeten Kräuter und Gemüsesorten. Michael Mohr, Museumspädagoge im Mitte Museum, erläutert wie Beziehungen zwischen Natur, Geschichte und Kunst hergestellt werden.

Urban Gardening, wildes Pflanzen am Straßenrand – Gärtnern in der Stadt wird ja immer beliebter. Wozu braucht ein Geschichtsmuseum einen Garten?
M. Mohr: Um sich mit allen Sinnen auf die Eindrücke eines Museum einzulassen. Die Pflanzen im Garten können berührt, gerochen, auf der Zunge probiert und zum Essen verarbeitet werden.

Fotos: Ewald Schürmann

Die Hochbeete des interkulturellen Museumsgartens, im Hintergrund das Bienenhotel

Das ist für unsere Museumsbesucher, die hier im Gesundbrunnenviertel aus vielen Kulturen stammen, ein für alle verständlicher Einstieg in ein geschichtliches Thema, weil an der Alltagserfahrung der Menschen angesetzt wird. Zum Beispiel bei unserem Workshop »Kartoffeltag«: Da verfolgen wir den Weg der Kartoffel von den Inkas in Peru nach Europa, wo sie zunächst als modische Zierpflanze vom Adel geschätzt wurde, bis der »Kartoffelkönig« Friedrich II. die massenhafte Kultivierung dieses Grundnahrungsmittel für die Bevölkerung anordnete oder in Notzeiten wie zum Beispiel nach dem Zweiten Weltkrieg der Tiergarten zum riesigen Kartoffelacker wurde. Das ist anschaulicher Geschichtsstoff und dabei kochen wir und essen zum Schluss Kartoffeln mit Quark und Kräutern.

Wie entstand der Museumsgarten und wie ist er aufgebaut?
Die Fläche um das Museum herum war früher ein Schulhof und danach ein Restaurantgarten. Der Boden ist überall mit Bauschutt durchsetzt und also nicht für den Gartenbau geeignet. Wir haben dann Hochbeete angeschafft und bepflanzt. Das ist sehr praktisch für Menschen mit Mobilitätsproblemen, weil sie mit dem Rollstuhl unter das Beet fahren und bequem mit den Händen gärtnern können. Auch sehbehinderte Menschen können die Pflanzen gut ertasten und daran riechen. Beliebt ist auch der Pavillon des nachgebauten Gesundbrunnens. Dort ist übrigens an der Decke eine Kuppelbemalung mit Motiven der vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde zu sehen.

Die Schüler haben sie angefertigt, nachdem sie sich bei Stadtgängen im Rahmen des »Tags des offenen Denkmals« verschiedene Kuppeln, darunter im Berliner Dom, angesehen hatten.

Auffallend im Garten ist das Bienenhotel, wie ist das entstanden?
Die Mustersiedlung für Wildbienen ist in einem Projekt der Künstlerin Bärbel Rothhaar und des Kunsterziehers Oliver Goldacker mit Schülern des Weddinger Lessing-Gymnasiums entwickelt worden. Der Grundgedanke ist dabei, Muster und Spuren aus menschlichen Besiedlungen im urbanen Raum auf eine Siedlung für Insekten zu übertragen. Bei Exkursionen durch die Stadt wurden deshalb Muster von Häuserfassaden, auch Ausstellungsstücke in Museen oder Formen von Pflanzen in der Natur recherchiert. Daraus entstanden geometrische Ornamente als Kulturzeichen, die in Ton geformt und als Keramikscheiben in die Lehmwand des Bienenhotels eingebaut wurden.

Da werden ja Geschichte und Kultur sozusagen auf der Straße und im Alltag aufgespürt. Bezieht sich also der Geschichtsbegriff in der modernen Museumspädagogik weniger auf historische Daten oder prominente Persönlichkeiten?
Kinder haben ein völlig anderes Zeitgefühl als Erwachsene, historische Zeitspannen gar können sie erst im Laufe des Älterwerdens nach und nach wie ein Erwachsener begreifen. Beim Rundgang durch das Museum referieren wir daher nicht mehr abstraktes Geschichtswissen und -daten. Als Museumspädagogen verstehen wir uns als Moderatoren und greifen das Wissen und die Erfahrungen der Menschen auf. So entwickelt sich eine spannende Interaktion zwischen Besucher und Museum. Durch diese aktive Herangehensweise können wir Interesse wecken und das Museum für breite Bevölkerungsschichten interessant machen.

Hauptsache Lesen

Bibliotheken mit Doppelstrukturen für Bücher und digitale Medien

Moderne Leser sind weder Bibliophile noch Medienfreaks, sie schätzen das Buch ebenso wie den E-Book-Reader. Auf die Lektüre und die Inhalte kommt es an und dabei ist der Streit unwichtig, ob die Neuen Medien das gedruckte Buch ablösen werden. Die Koexistenz von Print- und elektronischen Medien ist zur Normalität geworden und in den Bibliotheken stehen volle Bücherregale neben aufwendiger Computertechnologie.

Leser sind weder Bibliophile noch Medienfreaks – sie schätzen das Buch ebenso wie den E-Book-Reader

Der Service der Bibliotheken kann schon von zuhause oder unterwegs genutzt werden. Der Verbund der öffentlichen Bibliotheken macht es möglich, online alle Berliner Bibliotheken anzusteuern. Zur Buchausleihe lässt sich über PC, Smartphone oder Tablet im Bibliothekskatalog recherchieren, welche Buchtitel sich wo befinden und ob sie zur Ausleihe frei sind. Ist ein ausgeliehenes Buch wieder verfügbar, kann man sich per SMS benachrichtigen lassen. E-Books lassen sich direkt auf einen E-Bookreader hochladen, wobei Ausleihfristen und Wartezeiten wie bei der Buchausleihe zu beachten sind.

Beim Besuch der Bezirkszentralbibliothek Philipp Schäffer, einem von acht Bibliotheksstandorten der Stadtbibliothek Mitte, fällt die komfortable Ausstattung auf. Die Rückgabe, Ausleihe und Verlängerung von Büchern, CDs, DVDs, BluRay-Discs oder Hörbüchern lässt sich selbständig an Automaten erledigen. Das Bibliothekspersonal bietet Beratung an, der Lesegarten lädt zur entspannten Lektüre ein und an Computerarbeitsplätzen lässt sich konzentriert arbeiten. Viele Leser schätzen den Wechsel zwischen dem Surfen im Computer und dem Stöbern in Bücherregalen. Die Bibliothek ist ein kommunales Kulturzentrum, das mit Veranstaltungen, wie Lesungen, Vorträgen, Buchpräsentationen und Kooperationen mit Schulen, Verlagen und Buchläden eine aktive Literaturvermittlung betreibt. Bibliotheksleiterin Sigrid Tänzer sieht die Stärken einer modernen Bibliothek darin, dass Bücher plus elektronische Medien als ergänzende Bestände einen großen Wissenspool bilden. Als Service der Bibliothek kann Bibliotheksbesuchern durch Beratung aufgezeigt werden, wie sie dieses Potenzial für ihre Interessen nutzen können. Zum Beispiel wenn sich Schüler in der Bibliothek auf Referate oder Präsentationen vorbereiten, oder andere Interessierte in dem riesigen Wissensfundus nach Orientierung suchen.

Bibliotheken befinden sich in einer Umbruchphase. Nach wie vor und auch in weiterer Zukunft werden sie Buchbestände für den Verleih vorhalten müssen, zusätzlich sind Strukturen für den elektronischen Vertrieb von E-Books, Musik und Filmen aufzubauen. **Stefan Rogge**, Leiter der Stadtbibliothek, erläutert diese komplexe Aufgabe: *Grundsätzlich haben die öffentlichen Bibliotheken den Bildungs- und Kulturauftrag, allen interessierten Bürgern den Zugang zu kultureller Bildung über Literatur und andere Medienformen zu ermöglichen. Die rechtliche Grundlage dafür bestimmt das Grundgesetz mit Artikel 5 über die Meinungs- und Informationsfreiheit, nach dem sich jeder aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert unterrichten kann. Alle Bürger können eine Bibliothek benutzen und kommen so in den Genuss eines niedrigschwelligen Zugangs zur Kultur. Damit wird das kulturelle Erbe bewahrt und breit vermittelt. Der neu entstehende Markt der elektronischen Medien erfordert von den Bibliotheken, sich neu zu positionieren. Vor allem in drei Bereichen stehen hier große Herausforderungen an:*
Erstens sind kostenintensive Investitionen in die technische Ausstattung und Infrastruktur zu erbringen. Neue Medien stehen für junge und ältere Bibliotheksbesucher zur Verfügung: Beispiele sind das audiodigitale Lernsystem der tiptoi-Stifte für KiTa-Kinder, digitale Whiteboards für Schüler, Computerarbeitsplätze bis zu E-Book-Readern für alle. Zweitens erfordert die Nutzung der neuen Medien andere Kulturtechniken als das Lesen eines Buches. Dazu musste das Bibliothekspersonal geschult werden und qualifiziert sich auch laufend weiter, damit es allen Nutzern bei Fragen rund um die neuen Medien helfen kann. Als neue Form der Leseförderung gehen die Bibliotheken mit mobilen Angeboten in die Schulen, um zu demonstrieren, wie man sich Wissen über die Neuen Medien aneignen kann. Drittens entstehen Kosten, wenn von den Verlagen Lizenzen für die Nutzung der elektronischen Medien zu erwerben sind, was manche Verlage noch verweigern. Wir befinden uns noch in einem Prozess der Modernisierung und Anpassung, bei dem beide Strukturen parallel betriebsfähig gemacht und ständig weiterentwickelt werden müssen. Das kostet viel Energie und eben auch Geld.